

Vor sechs Jahren

Autor(en): **Kollbrunner, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **21 (1945-1946)**

Heft 40

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vor sechs Jahren

Am 10. Mai 1940 wurden Holland und Belgien überfallen und der Einmarsch in Frankreich begann. Die Schlacht im Westen entbrannte. Die Grenzbrigade ist seit zwei Tagen alarmiert. Am 16. Mai 1940 wurde der Bereitschaftsgrad erstmals etwas herabgesetzt. Das hat zur Folge, daß die Horch- und Beobachtungsposten, sowie die Einsatzdetachemente am Rhein teilweise reduziert und aus ihren Löchern und Unterständen in die normalen Quartiere zurückgenommen werden können. So sieht man denn überall die Männer gruppen- und grüppchenweise aus den Wäldern treten und dem Dorfe zumarschieren.

Irgendwie herrscht eine dumpfe Stimmung. Der Himmel ist tiefschwarz. Unwirklich weiß stehen die Blütenbäume da. Die ersten Tropfen spritzen in den bleiernen Wassern des Flusses. Dann setzen auch schon Blitz und Donner ein und das blütenschwere Land erzittert.

Ich gehe aufs Kompagniebüro. Seit ich vor zwei Tagen den Unterstand im Walde oben bezog, hat sich hier unten allerlei angehäuft. Bereits steht der Feldweibel im Gefecht mit Urlaubsoptimisten. Ich habe mich kaum gesetzt, da donnert es zweimal kurz hintereinander dumpf und gewaltig. Das Haus erzittert, die Möbel verschieben sich und krachend fällt die halboffene Türe ins Schloß. «Heiliges Gewitter!» sagt der Feldweibel und schaut bestürzt auf die sauber geschriebene Mannschaftskontrolle, über die sich das umgestürzte Tintenfaß ergießt. Dann aber steckt auch schon der würdige Wachtmeister Rapold seinen Kopf zwischen den Geranienstöcken durchs Fenster und meldet aufgeregt: «Herr Hauptme, ich glaube, eusi Brugg isch i d'Luft g'flogel!» — Wir springen auf die Straße und rennen in den Obstgarten hinter dem Haus. Die Sicht zur Thurbrücke ist durch Wald verdeckt. Von dort aber, wo sie liegen muß, treibt eine schmutzige, grau-gelbe Wolke träge dem Rhein zu. Glücklicherweise ist ein Auto bei der Hand. Wer gerade da ist, steigt ein. Dann fahren wir los, der Brücke zu. Der Wagen saust durch den maigrünen Auwald. Keiner spricht ein Wort. Aber alle denken dasselbe: Die Brückenwache —. Ihre Baracke ist in den ersten Bogen der Brücke eingebaut! Sieben Mann sind es, die Ältesten der Kompagnie, alles Bauern, alle verheiratet, Meisterhans, der Kirchenpräsident von Flaach —, der zufriedene Frei —, der dürre Jucker —, Joost und Sigg, die beiden Unzertrennlichen —, der rotbackige Huber —, der stille Keller. — Während ich so denke und nicht glauben mag, was ich befürchte, kommen wir zum Fluß. Wahrhaftig — die Brücke ist weg. Das heißt, sie liegt in mehrere Stücke zerschlagen im Wasser. Der Pfeiler aber, in welchem die Unterkunft der Brückenwache eingebaut ist — dieser Pfeiler ist stehen geblieben. Und wie ich aussteige, kommt mir einer entgegen. Es ist Joost. Das Blut läuft ihm übers Gesicht, mitten drin aber brennt der obligate Stumpen. Sorgfältig nimmt er ihn aus dem Mund und grüßt. «Die andern!» frage ich hastig. «Alli gsund», sagt Joost und strahlt. Dann kommt es, daß wir uns plötzlich die Hände schütteln. — «Herrgott, Joost —», sage ich. Damit ist diese Seite der Angelegenheit erledigt. Jetzt kommen auch die andern aus der Baracke. Etwas hinkend der eine, mit blutendem Kopf der andere. Doch alle mit heilen Gliedern. Nur einer liegt noch auf der Pritsche, schaut mit großen Augen zur Decke und ist vorläufig noch nicht zu sprechen. «Der Chlapf ist ihm in die Knochen gefahren», meint einer entschuldigend. Weiß Gott, es ist auch nichts Alltägliches, wenn einem sozusagen über dem Kopf einige hundert Kilogramm Trotyl explodieren.

Wie es eigentlich gekommen sei, frage ich. Alle reden jetzt durcheinander, können aber eigentlich nicht mehr sagen, als daß sie in der Baracke saßen und laßten, dann blitzte und krachte es, und sie flogen alle mit Stuhl und

Karten unter den Tisch und erlitten durch die herumsausenden Splitter der Fensterscheiben mehr oder weniger harmlose Schnittwunden. Im übrigen wurden sie durch den stehengebliebenen massiven Brückenpfeiler vor dem Druck der Defonation und den Sprengsplittern geschützt. «Aber der Posten auf der Brücke?» frage ich. «Ja — der Huber», sagt einer, «der stand anfänglich, wie gewohnt, mitten auf der Brücke, als aber der Regen kam, verzog er sich ans andere Brückenende ins Schilderhaus. Dann krachte es auch schon, und die Brücke stand nicht mehr.» Huber, das ist Glück! Nun sehe ich ihn auch auf der andern Seite des Flusses und winke. Er grüßt mit einem vollendeten Gewehrgriff zurück. Nur das Gewehr kommt mir etwas sonderbar vor. Wie ich den Feldstecher nehme, sehe ich, daß ich, daß die obere Hälfte der Waffe entschafft ist. Druck oder Splitter haben die Holzteile weggefeßt. Wir haben uns nachher das von Beton- und Eisensplittern durchlöchernte Wachhaus angesehen und konnten uns kaum vorstellen, wie der Huber da drinnen heil bleiben konnte.

Inzwischen ist der Arzt gekommen und verpfästert die Gesichter. «Etwas später wird sich beim einen oder andern wohl auch Schockwirkung einstellen», meint er, «sobald den Leuten die Gefahr, der sie entronnen sind, richtig zum Bewußtsein kommt, dürfte sich die Reaktion bemerkbar machen.» — «Wie könnte man dem begegnen?» frage ich. «Die Leute sollen ins Dorf zurück, sich hinlegen und ruhen», meint der Arzt. Hinlegen und ruhen? — Ich weiß nicht, vielleicht gibt es etwas Besseres. So lasse ich denn die Männer antreten und befehle ihnen: «Ihr geht jetzt sofort ins Dorf und ins «Schiff»; dort bestellt ihr auf Rechnung der Kompagnie einen Doppelliter Flaachemer und dann noch einen — und so. Dazu laßt ihr euch die Fische braten, welche die Explosion in den Reusen getötet hat; Vater Nägeli wird sie euch gerne spendieren. Prost und guten Appetit!» Vater Nägeli, der Seniorfischer von Ellikon, der daneben steht und «seiner Brücke» nachjammert, spendiert gerne den Fischbraten. Dann marschieren die sieben Männer los, ihren Auftrag vor Augen.

Mir aber kommt der unangenehme Gedanke, daß ich nun gelegentlich einen Rapport schreiben muß. Nachdem die nötigen Absperrmaßnahmen getroffen sind, fahre ich zurück aufs Büro. Vorher werfe ich noch schnell einen Blick in die Wirtsstube. Da sitzt die Brückenwache beim Wein, mit roten Gesichtern, um welche die Rauchschwaden ziehen. Die Diskussion ist in vollem Gange, und wer eben frei hat, sitzt neben den Helden des Tages, die sich in lärmenden Schilderungen übertönen. Daneben steht der Fourrier und schaut etwas bekümmert, wie soeben ein neuer Doppelliter aufmarschiert.

Als ich dann im Büro sitze, höre ich, wie unsere neue und noch reichlich naive HD.-Büro-Ordonnanz dem Feldweibel respektvoll erzählt, er habe eben in der Wirtschaft drüben gehört, wie der «Herr» Sigg berichtet habe, daß er durch die Explosion mitsamt den Jaßkarten unter den Tisch geflogen sei, er habe aber die Karten nicht aus der Hand gelassen und noch unter dem Tisch die Stöcke gewiesen — und der «Herr» Joost habe erzählt, daß noch gute fünf Minuten nach der Explosion ein kastengroßer Betonklotz vom Himmel herabgesaut sei, woraus man sich von der Wucht der Sprengung ungefähr ein Bild machen könne. — Der Feldweibel hustet und blinzelt mir fröhlich zu. Ich blinzele fröhlich zurück. Ich weiß jetzt, daß sich meine Brückenwache endgültig außer jeder Schockgefährdung befindet. —

An der Straße, welche von Flaach zur Thur führt, etwas unterhalb des alten, efeuumrankten Fährhauses, ist in das ihrem Unterstand, hatten die Hände auf den Knien und kau-

(Fortsetzung Seite 724)

ten oder rauchten ihren Flaacher Tabak; ihr Pulver war ja ehemalige Flußbord der Unterstand der Mineure eingebaut. — Unter den vielen Neugierigen, die aus den nahen Dörfern zur Explosionsstelle wanderten, befand sich auch eine Frau aus Flaach. Sie sah ihrer Niederkunft entgegen und wäre eigentlich besser zu Hause geblieben — aber eben. Wie nun diese Frau sich der gesprengten Brücke näherte, spürte sie plötzlich, daß es nun so weit war. Sie wandte sich in ihrer Bedrängnis an die Mineure. Diese saßen vor verschossen und sie hatten vorläufig Feierabend. Die Mi-

neure glaubten der guten Frau die Sache aufs Wort und dirigierten sie kurz entschlossen in den Unterstand. Dann schickten sie die Ledigen hinaus und legten Hand an, so gut sie eben konnten. Und bald darauf strampelte unter dem gelben Licht der Petroleumlampe im Mineurunterstand ein junger Flaacher Gemeinderat.

So weit die Geschichte der Explosion der Thurbrücke zwischen Flaach und Ellikon am Rhein. Sie ist, wie man sieht, eigentlich noch glimpflich abgelaufen.

Hans Kollbrunner.

Das Leben des Gebirgssoldaten

Es ist Mitte Oktober. Schon ist es ein Monat her, daß die Geb.Mitr.Kp. hier hinauf gekommen ist, in diesen windumfegten und nebelumkämpften Sattel auf 2700 m Höhe. Zuerst glaubte jedermann, daß es sich nur um einige Tage handle!

Gottlob sind die Bauarbeiten im Anfang gehörig forciert worden, so daß nach 14 Tagen jeder Zug seine Baracke beziehen konnte. Denn heute wäre es nicht mehr denkbar, die Nächte in den Zelten zuzubringen. Hin und wieder fällt Schnee, der durch den ewigen Wind, der auch immer wie beißender wird, jedes Loch auffüllt und in die kleinste Ritze eindringt.

Die Kp. ist alleine hier oben und hat einen mehr oder weniger großen Abschnitt zu sichern. Es werden täglich Patrouillen von 3—5 Mann auf verschiedene Punkte und Gipfel ausgesandt, um erst gegen den Abend zurückzukommen. Der Rest der Kp. hat immer noch genügend zu tun mit Tarnen von Baracken, Bau einer Küche, von Magazinen und mit Wegenanlegen. Es ist ein Freude zuzusehen, wie da gehämmert, gehobelt, gesägt wird, Steine hergerichtet, Felsblöcke gesprengt werden usw. Schreiner, Zimmermann, Maurer, Steinhauer, jeder Berufsmann arbeitet auf seinem Fach. Die Nidwaldner, mit ihrer unheimlichen Kraft in den Armen, legen mit Hilfe von Brecheisen die größten Blöcke beiseite, von denen mancher Städter glauben würde, daß sie nicht vom Fleck zu bringen wären. Sie schimpfen in einem fort, den ganzen Tag, aber es sind treue, goldene Soldaten, der richtige Typ für das Gebirge.

Manchmal ist es allerdings kein gefreutes Arbeiten bei dem Hundewetter. Die Steine für die Mauern müssen fast jeden Tag frisch unter dem Schnee hervorgegraben werden. Sie sind fest angefroren. Die Küchenmannschaft muß so rasch wie möglich ihre neue Küche beziehen können, denn in dem notdürftigen Brettverschlag, wo der Wind hindurchpfeift, wo Kartoffeln und Gemüse gefrieren, ist es kein Vergnügen, von morgens halb fünf bis abends acht Uhr drin zu stehen! Also sieht jedermann die Notwendigkeit der Arbeiten ein und gibt sich Mühe, damit sie so rasch wie möglich beendet sind. Jedermann ist noch die letztjährige Be-

setzungsübung in Erinnerung, als noch keine Baracke stand, kein Weg, als in den Zelten und alleine in einem Schlafsack unter Felsplatten biwakiert werden mußte. Abwechslungsweise wird in den nahen Felsen ein Zug nach dem andern in der Handhabung des Seils, des Sicherns, des An- und Abseilens, im richtigen Klettern usw. unterrichtet. Jeder Gebirgssoldat muß diese Sachen beherrschen können wie seinen Karabiner, sein Mg oder Lmg.

Heute ist Sonntag. Ein prächtiger Tag! Frisch verschneit liegen die Berge ringsum im Glanz der Sonne da. Soweit das Auge reicht, nichts als Gipfel, Gräte und Gletscher. Ueber den Tälern lagern Nebelmeere, die der armen Talbevölkerung jeden Sonnenstrahl verwehren, die alles in ein düsteres, kaltes Grau einhüllen. Sicherlich kein schöner Sonntag. Doch bei uns ist Sonntagstimmung! Am Morgen findet eine Bergpredigt auf einem schönen Punkt auf 3000 m Höhe statt. Der Feldprediger, der am Vorabend kam, findet mit seinen tief zu Herzen gehenden Worten «Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark» viel Anklang. Wahrlich, eine solche Heimat wollen wir im Glauben an Gott, der uns diese herrlichen Berge erschaffen hat, bewachen, und wenn nötig, aufs äußerste verteidigen!

Um 13 Uhr ist Hauptverlesen. Nach einer Woche anstrengender Arbeit wird der freie Nachmittag doppelt geschätzt. Einige Bergbegeisterte erklimmen mit dem Einverständnis des Kp.Kdt. einen nahen Gipfel, um dort oben die Stille der Berge zu genießen. Vor einer Baracke haben sich die Jödeler aus der Innerschweiz zusammengefunden. Frisch und hell steigen die Jauchzer gen Himmel. Von einem andern Ort ertönt Handharmonikamusik, bald darauf setzt eine Flöte ein, ein «Hudigäggeler» nach dem andern wird gespielt. Es fehlen nur noch die Meitschi und der Tanzboden. Doch diese Sachen, in diesem Fall begehrenswerte Dinge, sind ziemlich weit entfernt. Um zum nächsten Dorf zu gelangen, muß man etwa 4 Stunden marschieren. — Andere sitzen in der Baracke am Tisch und schreiben in Muße ihren Lieben oder ihrem Schatz. Der schweizerische Nationalsport, das Jassen, wird natürlich auch leidenschaftlich betrieben.

Es geht dem Abend zu, es wird frisch. Blutigrot geht die Sonne unter, ein sanfter, rosaroter Schimmer legt sich auf alle Gipfel. Ein schöner Sonntag geht dem Ende zu. Sicherlich denkt mancher, der diese Stille der Berge, diesen Frieden auf sich einwirken läßt, wie schön wir es doch noch in unserer lieben, bis jetzt von Gott gnadenvoll verschonten Heimat haben. Wie blödsinnig, wie verrückt kommt einem da ein solch furchtbarer Krieg vor, der Millionen von Menschen ins Elend stürzt, wenn man die alles überdauernde Macht der Berge betrachtet!

Nach dem Nachtessen geht in mancher Hütte der fröhliche Betrieb weiter. Wieder ertönt Musik, es wird gesungen, gelacht, alte und neue Witze steigen usw. Oft geht es etwas hoch her. Doch letzten Endes ist dies die einzige Abwechslung, die für den Soldaten auf dieser Höhe besteht. Auf diese Weise ist manches Fest nach alter Väter Sitte entstanden, das jedem, der dabei war, ewig in Erinnerung bleiben wird.

Die Urlauber erhielten Befehl, die gesamte Skiausrüstung mitzubringen, was im grünen Unterland z. T. viel Aufsehen erregte. Es ist nun eine genügende Anzahl mit den Brettern versehen, so daß ab Montag in Anbetracht der ordentlichen Neuschneemenge mit dem Skianterricht begonnen werden kann. Zwei Träger des Gebirgsabzeichens und zwei andere gute Skifahrer, die mit der Einheitstechnik vertraut sind, übernehmen je eine Klasse. Hangfahren, Pflug- und Stembogen, Christiania, alles wird einheitlich instruiert. Wie hellen sich da die Gesichter auf, dies ist doch schöner als das ewige «Steibige»! Die sichern Skifahrer gehen nun schon seit längerer Zeit per Ski auf die befohlenen Patrouillen. Das Wetter hält sich in der Folge ziemlich gut, so daß es für jeden bergbegeisterten Skifahrer und Alpinisten eine Freude sein muß, auf diese Art Dienst zu tun, sein Vaterland bewachen zu helfen. Der Kp.Kdt. erteilt z. T. schwierige Spezialaufträge, die von den Patrouilleuren alpinen Können, Kameradschaft und Zuverlässigkeit erfordern. Dies sind jeweils die schönsten Aufgaben. Da kommt es auf die Zusammenarbeit, auf gegenseitiges Verständnis an, Offizier und Soldat lernen einander gründlicher und oft auch von

(Fortsetzung Seite 726)